

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Band: 19 (2012)
Heft: 209

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

THURGAU

Herminator, der gute Mensch

Mein lieber Kanton bekommt jeweils nur dann national Beachtung, wenn ein «Eidgenössisches» die Leute zu Hunderttausenden nach Frauenfeld lockt – oder aber, pardon, wenn die Kacke schon richtig am Dampfen ist. Aber so ist das nun mal. Neben dem Amriswiler Rechtsanwalt Hansueli Raggenbass, seines Zeichens bis 2003 CVP-Nationalrat und derzeitiger SNB-Bankratspräsident, hat vor allem eines überrascht: das kantige Gesicht eines noch nicht so bedeutenden Juristen und Politikers aus gutem Hause mit einem vielfältigen Mienenspiel; von strahlend über bissig bis zum traurigen Welpen, der von seinem Herrchen mit einem Nasenstüber abgemahnt wurde. Aber Hermann Lei junior (SVP) kann derzeit gar nichts dafür, er handelte im Fall Hildebrand nur im besten Wissen und Gewissen. Herminator, wie er liebevoll genannt wird, ist auch heute noch ein guter Mensch. Das tragikomische Moment seiner Geschichte zeichnet sich jedoch schon in seiner Kindheit ab. Hermann junior habe während seiner Kantonsschulzeit in Frauenfeld unter seinem mächtigen Vater gelitten, wie ein damaliger Mitschüler – nein, nicht Reto T. aus Amlikon – zu erzählen weiss. Hermann Lei senior ist ein geachteter Mann über den Marktflecken Weinfelden hinaus, erfolgreicher FDP-Regierungsrat, dafür aber ein umso weniger erfolgreicher Verwaltungsratspräsident der heute nicht mehr existierenden Mittelthurgau-Bahn. Aber diese blöden Züge sind ja sowieso nicht mehr zeitgemäss.

Für nicht zeitgemäss befand es Hermann junior auch, die Anwaltsprüfung im ersten Anlauf zu bestehen. Unter tagesanzeiger.ch-Kommentarschreibern ist von zwei bis drei Anläufen die Rede. Fakt ist: Herminator wohnt heute zwar in Frauenfeld, betreibt aber in seinem Weinfelden eine kleine Kanzlei. «Rufen Sie uns einfach ganz unverbindlich an: Ein erstes Telefonat sowie eine Kurzanalyse Ihres Rechtsproblems ist kostenlos. Absolute Diskretion ist selbstverständlich», ist auf seiner Internetseite zu lesen. Gut zu wissen. Diskretion!

Neben seiner beruflichen Tätigkeit als Jurist engagiert sich Hermann junior auch ehrenamtlich für das Gemeinwohl. Als Hauptmann der Schweizer Armee präsidiert er die Offiziersgesellschaft Frauenfeld. Und als Frauenfelder Stadt-

parlamentarier hielt er die Kantonshauptstadt mit spannenden Vorstössen und vielen kurzweiligen Voten auf Trab. Unvergessen bleibt die Szene, als Herminator einen jungen SP-Gemeinderat – gemäss Smartvote links-progressiv «bis an Hag abe» – an dessen ersten Parlamentssitzung herzlich begrüßte und ihm erklärte, die Kräfte an den Rändern müssten zusammenhalten. Dass Hermann junior den besagten Gemeinderat kurze Zeit später mit vermeintlich belastendem Bildmaterial anonym und auf dilettantische Weise zu diskreditieren versuchte, ist eine andere Geschichte.

Hermann Lei junior ist mittlerweile nicht mehr Stadt-, sondern Kantonsparlamentarier. Sein dortiges Steckenpferd: unbescholtenen Keibbuden-Betreibern, die sich einbürgern lassen wollen, Nähe zu extremistischen Organisationen anzudichten. Neben seinen literarischen Aktivitäten zeichnet sich Herminator auch journalistisch als regelmässiger Korrespondent des bürgerlichen Kampfblattes «Schweizerzeit» verantwortlich. Dafür hat der begeisterte Laufsportler privat sein Glück gefunden: eine Frau, zwei Kinder und der Schwiegervater ist alt Kantonsrat der Thurgauer Grünen. Wahrscheinlich wird alles wieder gut, Hermann. Du musst nur fest daran glauben.

Mathias Frei, 1980, ist Kulturveranstalter, Slam poet, Texter und Gemeinderat.

WINTERTHUR

Andachtsmomente auch für Spätgeborene

In den ersten Wochen des Jahres köchelt der lokale Kulturbetrieb auf Sparflamme. Darum an dieser Stelle ein kleiner Ausblick darauf, was ab Februar Furore machen könnte.

Die Anarchietage, die vom 10. bis zum 12. Februar in der alten Kaserne und im Widder stattfinden, haben sich das Thema «Anarchismus und Gewalt» gegeben. Nachdem die Anarchietage 2011 ausgesetzt wurden, findet die Veranstaltung 2012 in der siebten Auflage statt. Die «Libertäre Aktion» hat unter anderen den Bielefelder Autor und Übersetzer Michael Halfbrodt eingeladen. Dieser wird über Schmuggler, Geldfälscher, Mietpreller und Fabrikdiebe sprechen und sie als Exponenten einer Überlebenskultur in der frühen Arbeiterbewegung würdigen. Weitere Schwerpunkte liegen auf dem Stellenwert von Gewalt im anarchistischen

Widerstand Griechenlands und bei kreativen Widerstandsformen.

Während sich die Teilnehmer der Anarchietage schon mal einen Witz überlegen können, wird in der Coalmine zum Stadttalk Roger de Weck erwartet. Als kleine Geste der Aufmerksamkeit für den staatstragenden SRG-Generaldirektor räumt dann vielleicht jemand an der Turnerstrasse heimlich die Bücherwand mit den ganzen Suhrkamp-Reihen leer oder zündet eine Stinkbombe. Wie die «Libertäre Aktion» de Weck einschätzt – sie unterscheidet in einem Strategiepapier zur Bündnispolitik drei Arten von Zusammenarbeit: Informellen Austausch, Vernetzung und Bündnis – kann man sie selber fragen: Die Anarchietage stehen als Plattform auch Neugierigen und Kritikern offen.

Neben Kontroversen hat der Februar auch Gefühle im Angebot: Beispielsweise mit den Kamingeschichten von «Radio Stadtfilter», einer Lesung in der Alten Kaserne mit echtem Cheminéefeuer, falschem Bärenfell und stadtbekanntem Vorlesern. Bis auf die Moderatorin Corina Freudiger, auf deren Plauderstil man sich freuen darf, stehen diese allerdings noch nicht fest. Wem das zu muffig ist, für den spielt der Basler Hype The Bianca Story im Salzhaus, ebenso die Querköpfe Die Aeronauten und King Pepe im Gaswerk, dies allerdings erst im März.

Damit vom Ausblick zum Rückblick: Der Auftritt von Pearl Jam im Albani jährt sich zum zwanzigsten Mal. Am 19. Februar 1992 hatte sich die halbe Stadt in den kleinen, zweistöckigen Club gezwängt. Aufgrund der engen Platzverhältnisse spielte Pearl Jam zum ersten Mal ein semiakustisches Set – ein Experiment, das einen Monat später für MTV in New York wiederholt wurde. Ausschnitte von diesem Konzert sind im Dokumentarfilm «Pearl Jam Twenty» zu sehen. Auch die Nachgeborenen – der Verfasser selber war zu diesem Zeitpunkt gerade zehn Jahre alt



Im Albani sagte Stone Gossard von Pearl Jam noch: «The Stage was like about as big as a drum riser.» Bild: pd

geworden – sind angehalten, eine kleine Anachtsminute einzulegen.

Andere Spätgeborene, George Vaine & The Beginning, waren kürzlich zu Aufnahmen im Studio von David Langhard (Admiral James T.). George Vaine, eine Art Outlaw jener Szene in Zürich, aus der Emilie Welti (Sophie Hunger) hervorging, ist ein versierter Aufblindtechniker der musikalischen Präsenz. Im Vintage-Studio von Langhard – «er kennt alle Studiotricks von 1950 bis 1970» – kann es im Grunde nur gut kommen mit seiner Mimesis an Dylan und andere Grössen. Ein Erscheinungstermin der Aufnahmen steht noch nicht fest. Im Februar werden aber George Vaines Kollegen, die Signori Misteriosi, im Salzhaus spielen, ebenso das Countryduo Rita Hey im Kraftfeld. Dazu vielleicht ein andermal Genaueres.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

VORARLBERG

Weisse Hölle in Lech

Beinahe täglich kaufe ich mir eine von den internationalen Zeitungen – allerdings erst, nachdem ich sie in der Buchhandlung durchgeblättert habe, ob etwas Interessantes im Feuilletonteil stehe. Neulich gehe ich in den Laden, wo sind alle Tageszeitungen? Tja, der Arlberg sei zu, sagt man mir, Strasse und Tunnel. Und dann gibt es keine «Süddeutsche», keine «FAZ», keine «NZZ»? Liegen München, Frankfurt, Zürich hinter dem Arlberg? Für Vorarlberger Zeitungsleser offenbar schon.

Wenig später triumphieren die Lokalblätter: Zuerst der «Bayerische Rundfunk», dann die «ARD»-Tagesschau hatten gemeldet, das (ganze) Bundesland Vorarlberg sei von der Aussenwelt abgeschnitten. Ein Vorarlberger Kabarettist schreibt sofort auf Facebook: «An alle deutschen Freunde, die gestern die Tagesschau gesehen haben: Vorarlberg ist entgegen aller Agenturmeldungen aus Wien nicht vom Rest der Welt abgeschnitten, sondern nur vom Rest Österreichs, dessen Hauptstadt sich für den Rest der Welt hält.» Wir erheben uns von den Sitzen und nehmen den Hut ab angesichts des ehrwürdigen Alters der Vorarlberger Witze gegen die Wiener. Ein Poster schrieb zur Internet-Version der Meldung, ganz falsch sei sie nicht gewesen, denn: «Arlberg zu wegen Schnee. Pfändertunnel, Bregenz und Lustenau zu wegen Stau. So viel bleibt da nicht mehr übrig.»

In den Bergtälern waren aber tatsächlich Leute eine Zeitlang eingeschlossen, weil die Zufahrtsstrassen wegen Lawinengefahr gesperrt waren. In Lech und Zürs ist das nicht so ein Problem, dort gibt es genug Gäste, die per Hubschrauber entfliehen könnten, falls sie wollten. Wie es einem sonst ergehen kann, habe ich vor



Keine Umgebung für Sandalen:
Lech am Arlberg. Bild: pd

ein paar Jahren vor Augen geführt bekommen. Damals hielt die Österreichische Bundesbahn noch mehrmals am Tag im Bahnhof Langen am Arlberg, von wo ein Limienbus nach Lech fährt. Ich wollte zu einer Weinverkostung in ein Hotel nach Lech, und da der Bus praktisch vor der Eingangstüre des Hotels hält, zog ich einen dünnen Mantel über den Anzug, trug Halbschuhe und liess Mütze und Handschuhe zuhause. Es schneite schon beim Hinfahren, ständig, aber nicht besonders stark.

Ich kam am Mittag ins Hotel und hatte vor, um fünf Uhr auf den Bus zu gehen, obwohl die Verkostung bis sechs dauern würde. Dann meinte einer, ich könne mit ihm in seinem Auto nach Langen mitfahren, solle also bis zum Ende bleiben. Das tat ich (die späteren Weine sind die besseren), und um sechs wurde prompt die Strasse wegen Lawinengefahr geschlossen. Das könnte recht unangenehm sein, denn der Nobelskiort Lech ist nicht auf Tagesgäste eingerichtet – von den Übernachtungspreisen ganz abgesehen. Die Veranstalter der Weinverkostung verschafften mir jedoch ein Privatzimmer, das Problem war also gelöst. Am nächsten Morgen würde die Strasse wieder freigegeben, versicherte man mir. Die Lust auf einen abendlichen Spaziergang im tief verschneiten Dorf verging mir in meinem Mäntelchen und den Strassenschuhen ziemlich schnell.

Am nächsten Morgen hörte ich beim Frühstück Nachrichten: Die Strasse war noch nicht geöffnet. Weil ich immer noch nicht im knöcheltiefen Schnee herumlaufen wollte, setzte ich mich in ein Café und las die Zeitungen vom Vortag. Um neun war die Strasse zu. Um zehn war die Strasse zu. Um elf war die Strasse zu. Ich ging ins einzige Kaufhaus des Ortes – eher eine Gemischtwarenhandlung – und kaufte mir eine Zahnbürste und sonst noch ein paar Kleinigkeiten für den weiteren Aufenthalt in Lech. Als ich aus dem Laden trat, sah ich einen deutschen Urlauber sein Auto reisefertig machen. Die Strasse war offen (wahrscheinlich, weil ich die Zahnbürste gekauft hatte)! Ich schwor mir: nie wieder eingeschnitten! Und bisher hat es auch funktioniert. In Zukunft können mich höchstens Muren von der Möglichkeit der sofortigen Heimreise aus irgendwelchen Bergdörfern abhalten.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

TOGGENBURG

Kantonsrats- (qu)wahlen

Das ist es. Wir brauchen das. Wahlen, immer wieder und immer andere. Jetzt gibt es Chancen für Menschen, die ihre Interessen in der Regierung der Kantonshauptstadt einbringen wollen. Die Parteien in der Region Toggenburg haben anscheinend nicht mit Mitgliedermangel und rückläufigen Zahlen zu kämpfen. Die Listen mit den leider nur noch elf Listenplätzen werden gut assortiert eingereicht. Jedermann und jedefrau will in den Kantonsrat und mitreden. Zumindest lassen das die Meinungen der Leserbriefschreiber vermuten, die noch nicht politisch zermürbt sind. Mit frischem Tatendrang wollen sie motiviert und unverbraucht, flexibel und mit neuen Ideen den Kantonsrat auffrischen (man denkt dabei an die frische Alpenluft, die unverbrauchte Natur, den ungezwungenen Humor, die Bodenständigkeit und das rauhe Wesen der Toggenburger). Ja, das wird einiges bewegen – vielleicht. Da ich mir auch lange Gedanken darüber gemacht hatte, ob ich kandidieren soll oder nicht, was es bringt, ob ich denn wenigstens etwas Einfluss nehmen könnte auf die gemeinsamen Entscheidungen für das Toggenburg, habe ich mich nun entschieden. Also praktisch überreden lassen. Sich als Mitglied einer kleinen Partei innerhalb eines kleinen Gremiums wie den Kantonsrat einen Platz ergreifen zu können, weckt Jagdinstinkt bei mir. Wenn ich mir überlege, wie ich an eine Arbeit herangehe, ob das im Toggenburg oder anderswo ist, dann bin ich motiviert. Ja, wir können mehr als die anderen. Ja, wir haben weniger als die anderen. Ja, wir müssen uns zeigen, uns bemerkbar machen, damit man uns nicht vergisst und hier nicht übersieht. Wir müssen von jeder Partei die Besten nach St.Gallen schicken wollen. Wir, die Kandidaten, müssen auch wollen, müssen motiviert und gut drauf sein. Okay, etwas Narzissmus ist auch dabei, Idealismus, Ideologie und dann – Kapitalismus. Allein der Gedanke, was das alles kosten soll? So ein Wahlkampf ist auch ein finanzieller Qualkrampf – zumindest bei mir. Niemals werde ich meinen Partner um einen finanziellen Zustupf für die Wahlkasse bitten. Ich bin unabhängig. Ich kann das alleine. Frage um Sponsoring, Unterstützung. Frau wird zur Bettlerin für ein teures, verantwortungsvolles Hobby, in das man viel Zeit und Nerven steckt und für das man kein Lob erntet – niemals. Was mich an der ganzen Sache freut: Wer auch immer im Toggenburg in den Kantonsrat gewählt wird, wird getragen von der Bevölkerung im Tal. – Bis frau einen Fehler macht. Hier im übersichtlichen Toggenburg ist das «Beobachten hinter dem Vorhang und Meldung an höhere Stellen» von grosser Wichtigkeit. Alles ist transparent. Dann wird frau fallen gelassen. Hier wird dir nichts geschenkt, vergiss es. Es wird auch nichts vergessen, aber es könn-

te sein, dass sie mich wählen und dann fühle ich mich auserkoren wie eine Miss, eine Miss Toggenburg.

Kürzlich hat ein junger Familienangehöriger gemeint: «Du bist in der falschen Partei. Grüne kann man nicht wählen im Toggenburg, weil niemand ehrlich zugeben kann, grün zu wählen, das ist ein Imageschaden.» Diese Worte hallen noch immer in meinen Ohren. Ich glaube, ich gründe eine neue Partei: Die Unkapitalistisch Grüne-Colorations Partei, die UKGCP. Das passt zu mir. Jetzt nur noch die Statuten erstellen und dann Wahlkampf machen ohne Geld, mit roten Haaren und grünen Gedanken. Der Wecker schellt an diesem kalten, schneelosen Morgen in Wattwil – uff ... nur ein wirrer Traum.

Daniela Vetsch Böhi, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

RHEINTAL

Kleine Brücke, grosse Gefahr

Brücken sind mehr als blosser Verkehrsverbindungen. Das gilt besonders für das Rheintal. Obwohl das Tal mehr und mehr zusammenwächst, ist die Zahl der Möglichkeiten, um von hüben nach drüben zu gelangen, auffallend gering. Es gibt nur ein gutes Dutzend Brücken zwischen Bodensee und Sargans und drei davon dienen ausschliesslich dem Bahnverkehr: bei St. Margrethen, bei Buchs und eine bis anhin wenig beachtete zwischen Kriessern und Mäder. Über Letztere wird derzeit lebhaft diskutiert, denn sie soll abgebrochen werden. Obwohl sie aus den fünfziger Jahren stammt, gehört sie zu den Ältesten; und sie hat eine besondere Funktion, da sie nur dem Rheinbähnle zur Verfügung steht.

An der Sitter oder Thur finden sich oft in unmittelbarer Nähe zueinander Brücken aus verschiedenen Jahrhunderten. Im Rheintal ist aber keine richtig alt, denn lange Zeit gab es überhaupt keine Brücken: Das Flussbett war mehr als einen Kilometer breit; da liess sich immer eine Stelle zum Übersetzen finden. Zudem fuhren Fähren. Erst mit der Verbauung des Flusses machte man sich Ende des 19. Jahrhundert daran, Holzbrücken zu erstellen. Bis auf eine Ausnahme verschwanden im 20. Jahrhundert aber alle: eine brannte, eine andere wurde vom Hochwasser mitgerissen, die restlichen wurden nach und nach ersetzt, da sie den Anforderungen des Autoverkehrs nicht mehr genügen.

Das neue Ungemach um die Rheinbähnle-Brücke geht aber nicht wie bis anhin von den Verkehrsplanern, sondern von den Wasserbauern aus. Die Abflusskapazitäten des Rheins sollen wesentlich erhöht werden, Wassermassen, wie sie nur alle hundert Jahre vorkommen, sollen bewältigt werden können: konkret von 3'100 auf 4'300 Kubikmeter pro Sekunde! Einerseits wird als

Folge der Klimaveränderung mit einer Zunahme extremer Hochwasser gerechnet, andererseits ist man immer weniger bereit, mit dem Risiko einer Überschwemmung der Talebene zu leben.

Sollten die grossen Wassermassen kommen, darf nichts im Weg stehen. Das wäre bei der Rheinbähnle-Brücke mit ihren Pfeilern sowohl im Flussbett wie auch im Vorland nicht der Fall. Treibholz könnte hängen bleiben und zu einer Verklauung führen. Die Folge wäre, dass das Wasser unkontrolliert ausbrechen würde, was bis anhin noch nie passierte. Für die zuständige «Internationale Rheinbauleitung» ist es beschlossene Sache: Das potentielle Hindernis muss weg! Dies umso mehr, als die Bahn nur noch touristisch genutzt wird. Bis vor drei Jahren wurden mit dem Rheinbähnle Steine von einem Bruch bei Koblach an den Bodensee geführt. Heute ist die Materialbahn eine Museumsbahn. Mit dem Abbruch der Brücke müsste auch der Bahnbetrieb eingestellt werden.

Das hat die Gegner vor allem aus dem Umfeld des Vereins Museum Rheinschauen in Lustenau auf den Plan gerufen. Dieser sucht nun Wege, die Brücke zu erhalten. In der ganzen Diskussion kommen auch alte Geschichten ans Tageslicht. Anwohner behaupten, die Brücke sei seit dem 2. Weltkrieg immer noch «scharf geladen». Es gibt auch Stimmen, die vorschlagen, die Brücke höher zu legen und als Veloübergang zu nutzen. Noch steht sie aber und die Bahnfreunde hegen Hoffnung. – Doch dass in einem Tal, das wegen den Überschwemmungen einst als Armenhaus galt, die Argumente der Sicherheit höher gewichtet werden, wäre nicht weiter erstaunlich.

Meinrad Gschwend, 1958, freier Journalist in Altstätten, politisiert für die Grünen im St. Galler Kantonsrat.

APPENZELL

Ein Geschenk

Anfang des Jahres wurde ich eingesperrt. Nicht wegen eines Vergehens oder zur Ausnüchterung – nein – einfach so. Wohl oder übel fügte ich mich in mein Schicksal und versuchte, gelassen zu bleiben. Der Raum war klein, kaum Tageslicht. Kein Radio. Kein Fernseher. Eingeschlossen im Bücherladen. Und jetzt? Ich fand Wladimir K. Arsenjews Buch «Dersu Usala, der Taigajäger», das 1923 erschien ...

... und so begab ich mich in das Land Phantasiens. Meine Erinnerungen trugen mich weit nach Osten in die unendlichen Weiten der Taiga. Bilder aus dem Film tauchten auf. «Uzala, der Kirgise» von Akira Kurosawa. Uzala ist unterwegs mit einem russischen Geographen, der das Ussuri-Gebiet kartografieren soll. Beim Erkunden eines Sees bricht ein Unwetter herein, Uzala baut einen Unterschlupf aus Gräsern und rettet so seinem Freund das Leben. Ausser der in betörender Schönheit gefilmten Natur

gibt es in diesem melancholischen Film keine Helden. Uzala nennt sich selbst «meine Leut», damit meint er sich und die ganze belebte Natur um ihn herum; diese muss er verlassen, weil seine Augen schwach geworden sind und er nicht mehr jagen kann. Sein Freund, der Geograf, nimmt ihn zu sich nach Hause in die Stadt im äussersten Osten Russlands. Uzala fühlte sich gefangen in der zivilisierten Welt und kehrt zurück in die Wildnis, obwohl er weiss, dass dort seine Tage gezählt sind.

... meine Reise führt mich weiter nach Paris der Belle Epoque, nach Wien des Fin de siècle, weiter über Tokio und Odessa nach London. Fortdauernde Erinnerungen an eine aussergewöhnliche Familie im goldenen Käfig. Innerhalb von zwei Weltkriegen und der nachfolgenden wirtschaftlichen Hochkonjunktur wurde dieser goldene Käfig buchstäblich zersetzt – übrig geblieben sind 264 Netsuke, wertvolle japanische Miniaturschnitzereien aus Holz und Elfenbein, die dank Anna, der Zofe der Familie, gerettet wurden. Der «Hase mit den Bernsteinaugen» ist die Geschichte der Ephrussis, eine Erkundung über Besitz und Verlust und über das Leben und die Tränen der Dinge.

... «Ur-Tränenmeer» steht auf dem Etikett einer hellgrauen Kartonschachtel, ich schlüpfte hinein und fühle mich, obwohl sehr wenig Platz vorhanden ist, gleich wohl und geborgen in dieser Wunderkammer. Eintauchen in den Kosmos des Künstlers Dieter Roth – und die Zeit vergessen. Ich träume vom «Ur-Tränenmeer» und seinen unendlichen Tiefen. Die lyrischen «Logbuchnotizen Innere Lande» lassen mich wieder in der Realität ankommen.

... wieder in mein Leben auftauchen. Die Zeit des Eingeschlossenseins neigt sich dem Ende – ein schönes Weihnachtsgeschenk von Freunden liess mich im Bücherladen Appenzell für ein paar Stunden einsperren. Zwischen unzähligen Buchdeckeln und in einer Kartonschachtel durfte ich frei stöbern, entdecken, wunderbaren Menschen begegnen, in Erinnerungen schwelgen und wurde mit feinen Häppchen und Getränken auch noch verwöhnt. «Meine Leut» braucht solche Orte zwischen Kunst und Wildnis der Zivilisation zum leben, wie Dersu Uzala die Natur der Taiga zwischen Windstille und furiosen Schneesturm brauchte. Damit solche Oasen nicht austrocknen, mein persönlicher Wunsch für 2012: am 11. März ein Ja zur Buchpreisbindung in die Urnen legen.

Verena Schoch, 1957, ist Kamerafrau und Fotografin und wohnt in Waldstatt.



Manche Leute brauchen Bücher, wie Dersu Uzala die Taiga zum Überleben. Bild: pd

Grenzenlos soziales Kapital anhäufen

Im St. Galler Rathaus wird einmal mehr eine Pioniertat ausgeheckt: Wenn alles nach Plan läuft, soll ein «Zeitvorsorge»-Modell für Senioren-Haushalthilfen und nachbarschaftliche Pflege eingerichtet werden. Ein Kommentar.

VON ROLF BOSSART

Die demographische Entwicklung macht es nötig, dass in der Pflege und Versorgung betagter Menschen neue Wege beschritten werden. Doch die Care-Landschaft ist ein vermintes Feld. Denn wer Pflege und Nachbarschaftshilfe entlöhen will, muss sich einige Fragen gefallen lassen: Wer soll es bezahlen? Ist nicht die Familie dafür zuständig? Wie steht es um die Gefahr von Dumpinglöhnen? Zerstört Geld im Pflegebereich nicht wichtige soziale Bindungen?

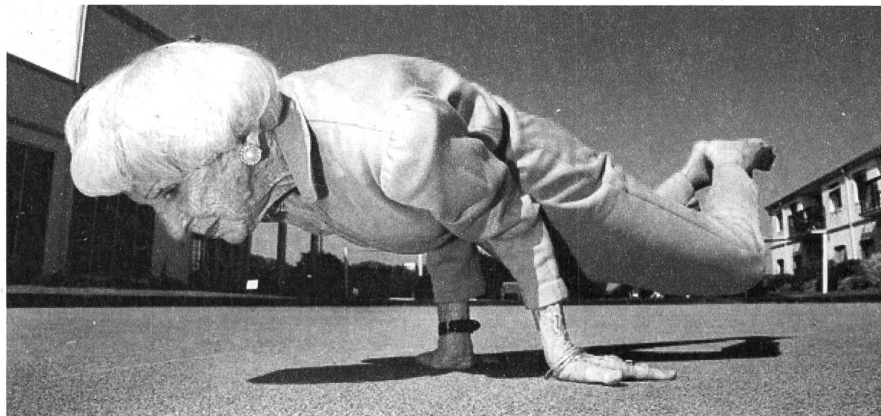
Wer umgekehrt den Pflegenotstand mit familiärer Romantik und ethischen Appellen lösen will, will oft nichts wissen von Geschlechtergerechtigkeit, der Problematik von sozialen Abhängigkeiten, einem Wirtschaftssystem, das nicht nur Konsumbedürfnisse, sondern auch Pflege und Solidarität auf der Rechnung haben muss und vom drohenden Rückfall in vormoderne Formen des Generationenvertrags.

Der Widerspruch ist unübersehbar. Zum Vergleich: Beziehungen und Freundschaften beruhen auf einer Ungleichzeitigkeit von Geben und Nehmen. Wer nie etwas gibt, ohne dasselbe umgehend zurückzufordern, hat Mühe, Freunde zu finden. Doch wer niemandem etwas schuldig bleiben will, ist genauso ein schlechter Freund. Soziale Beziehungen tragen also immer ein Moment von Schuld in sich.

Lohn in Form von Geld befreit die Menschen aus solchen Zwangsverhältnissen, da Dienst und Gegenleistung zum selben Zeitpunkt geschehen und weil bei Geldgeschäften der Glaube besteht, dass Gleiches mit Gleichem vergolten werde. Der Preis ist allerdings eine tendenzielle Beziehungslosigkeit, da ausserhalb des Lohnverhältnisses oft kein Grund besteht, den Kontakt zu pflegen.

Nicht Lohn als Motivation

Kürzlich stellte das St. Galler Sozialdepartement unter der Leitung von Stadtrat Nino Cozzio das «Zeitvorsorge»-Modell für Senioren-Haushalthilfen und nachbarschaftliche Pflege vor. – Senioren erhalten für Hilfeleistungen an Senioren eine Gutschrift, die sie später einlösen können. In diesem Modell winkt das Versprechen, dem vorab beschriebenen Dilemma zu entkommen. Indem man nämlich von der Stadt etwas für geleistete Dienste bekommt, muss die Person, die davon profitiert, nicht die Last des Dankes tragen. Und indem der Lohn nicht Geld ist, ist es weder ein Just-in-Time-Geschäft noch wird Gleiches mit Gleichem vergolten. Das heisst, die Motivation etwas zu tun, kann nicht allein im zu erwartenden Lohn gründen.



Rüstige Rentnerinnen und Rentner sollen den älteren helfen. Bild: pd

Das ist der Haken der Sache oder auch die Chance. Problematisch ist es, wenn die Zeitschrift tatsächlich für den Bezug von Hilfeleistungen von Dritten eine Relevanz haben soll. Man kann sich gut vorstellen, dass es nötig sein würde, das Zeitguthaben mit einer exklusiven Zugangsberechtigung zu ausgewählten Leistungen zu kombinieren. Das hiesse, dass wer keine Zeit gespart hat, auch nichts einziehen könnte. Dies ist, wie Nino Cozzio auf Anfrage bestätigt, nicht die Absicht. Um die Zeitschrift trotzdem als Guthaben zu etablieren, braucht es also eine andere Wertsetzung. Hier öffnet sich der Raum der sozialen Fantasie.

Die Angst vor den Alten

Der alte Generationenvertrag ist brüchig geworden, da die Hilfe der Jungen für die Alten immer weniger durch persönliche Abhängigkeiten oder durch Gotteslohn motiviert ist. Die Frage, die sich in mobilen, säkularen Gesellschaften stellt, ist also die nach einem neuen Ort, wo die Hilfe, die ich leiste, aufgehoben werden kann. Für einen neuen Generationenvertrag braucht es dringend einen solchen Vorstellungsraum. Man findet sich hier etwa auf derselben Stufe wieder wie unsere Vorfahren, die sich der Angst vor den Ansprüchen der Toten nur entledigen konnten, wenn es ihnen gelang, kollektive Vorstellungsräume zu schaffen, wo es den Toten gut ging. Die Sorge um die Toten geriet zur Rückversicherung für das eigene Wohlergehen. Denn unbefriedigte Tote drohten als Wiedergänger die Gesellschaft der Lebenden auszusaugen.

Die aktuellen Diskussionen um den drohenden Pflegenotstand tragen die Angst vor einer die Gesellschaft aussaugenden Übermacht der

bedürftigen Alten in sich. Diese Angst hat ihren realen Grund in der Tatsache, dass eine kapitalistische Wirtschaft nie allein die Kraft entwickeln kann, um die Altenpflege human zu organisieren.

Sich um die Pflegenden sorgen

Das Zeitguthaben-Modell kann hier einen Beitrag leisten. Oder anders gesagt, genauso wie die Religionen mit der Zeit dazu übergingen, die Sorge um die Toten zu lösen, indem man die Trauer der Lebenden ins Zentrum stellte, muss unsere Gesellschaft neben dem Bau und der Finanzierung von Altersheimen die Sorge um die Pflegenden ins Zentrum rücken. Im vorgeschlagenen Modell könnte es darum gehen, einen Vorstellungsraum zu etablieren, wo die Hilfe, die ich als Laie leiste, als soziales Kapital angehäuft werden kann.

So wie man sich früher den Himmel real nie kaufen konnte, wird die Stadt als potentielle Verwalterin dieser ideellen Guthaben keine äquivalente Garantie für den Bezug entsprechender Pflegeguthaben abgeben können. Ihre Aufgabe könnte vielmehr darin bestehen, den Wert des sozialen Kapitals als Vorstellungsraum für den sozialen Reichtum eines Gemeinwesens zu etablieren. – Mittels Preisen, Ehrungen, Steuererleichterungen oder der Koppelung von angesammeltem Zeitguthaben der Bevölkerung mit Innovationen für die soziale Infrastruktur. Denkbar wäre auch ein jährliches Ranking der Inhaber der fünfzig grössten Zeitguthaben. In dieser Hinsicht wäre es auch nicht nötig, diese Guthaben zu begrenzen. Denn gerade die grenzenlose Anhäufung von sozialem Kapital wäre der wesentlichste Motivationsgrund für die Nachbarschaftshilfe. ◊

Wenn die Schwelle zur Barrikade wird

Den Handicaplosen mag es nicht auffallen, für Menschen mit einer Behinderung ist der öffentliche Raum aber nach wie vor ein Hindernissparcour. –

Eine Tour durch St. Gallen mit DANIELA VETSCH BÖHI, «Saiten»-Kolumnistin und Mutter einer gehbehinderten Tochter.

Jana ist unsere Tochter. Sie ist cerebral gehbehindert; teilweise kann sie gehen, manchmal braucht sie einen Stock, manchmal den Rollstuhl. Mit ihr teilen viele Hunderte, ja Tausende von behinderten Menschen in der Schweiz das gleiche Schicksal. – Oft werden sie im Alltag zusätzlich behindert: Im vergangenen Jahr konnten Menschen mit Behinderung in der Stadt St. Gallen immer noch nicht alle öffentlichen Gebäude oder Verkehrsmittel ohne fremde Hilfe besteigen. Wer mit einem Rollstuhl in der Stadt unterwegs ist, macht die Erfahrung, dass Pflastersteine, so schön sie auch sein mögen, ein enormes Hindernis darstellen. Kleine Trottoir-Schwellen ohne Abschrägung, Regentritten, Treppenabsätze, enge Gänge zwischen den Regalen in Läden, unsinnig dicht eingerichtete Restaurants, Bars in Kellergeschossen – und dann die Toilettenfrage.

Müssen Menschen mit einer Behinderung nicht zur Toilette? Es ist frappant: Auch wenn wir auf dem Land in einer «Möchtegern-Energiestadt» wohnen, finden wir hier eher eine öffentliche, rollstuhlgängige Toilette als in St. Gallen. Und wenn sich in St. Gallen doch eine findet, begegnet einem ein Witz an der Tür der so genannten «behinderten-freundlichen» Toilette: «Bitte Schlüssel/Code an der Kasse/Bar abholen!» Also: mit voller Blase zum Lift, warten, hinauffahren, sich bis zur Kasse/Bar durchkämpfen, fragen – was auch eher peinlich

ist, zurückkämpfen, wieder in den Lift, hinunter. Entweder man schafft es rechtzeitig oder eben nicht. So wird man als gehandicapter Mensch noch ein bisschen abhängiger, unselbständiger, behinderter gemacht.

Stolperfälle beim Spital

Das Ostschweizer Kinderspital verfügt nach dem letztjährigen Anbau über mehr Platz. Auch mehr Parkplätze sind vorhanden und es gibt einen direkten Zugang vom Parkhaus hinauf in das Kinderspital. Nur, ein kleines Hindernis macht den Weg aussen herum vom Parkhaus her über die Treppe zum Handicap. Eine kleine Schwelle zwischen Trottoir und Treppe wird zum Stolperstein – an einem im Jahr 2001 fertiggestellten öffentlichen Gebäude wohlgemerkt.

Seh- und gehbehinderte Menschen werden sich über diese Schwelle viele Geschichten erzählen können. Es wäre ein Einfaches, sie zu entfernen. Das Ostschweizer Kinderspital ist jedoch nicht befugt, diese Stolperfälle abzuschragen. Dafür sei die Stadt St. Gallen zuständig, heisst es. Es geht hier klar um unüberlegte Vorgehensweisen in der Planung einer öffentlichen Anlage.

Anders verhält es sich glücklicher-, aber auch groteskerweise mit dem Handlauf der Treppe. Dieser ist nämlich etwas zu kurz geraten und Menschen mit Behinderung finden daran keinen Halt. Die Zuständigen des Kinderspitals nehmen sich nun diesem Problem an. Es mag

zwar nur um dreissig Zentimeter gehen, aber es geht eben auch um mehr Selbständigkeit und Sicherheit.

Schikane im Einkaufszentrum

Kopfschütteln wurde auch während der Weihnachtszeit draussen vor der Stadt, in der AFG-Arena, ausgelöst. Ein Vater eines gehbehinderten Jugendlichen mit Rollstuhl aus Krummenau wird von einem Parkplatzanweiser trotz des blauen Behindertenparkausweises in einen «normalen» Parkplatz gelotst. Auf seine Frage, warum denn die Behindertenparkplätze mit jeweils drei Autos zugeparkt seien – ohne spezielle Behindertenkennzeichnung versteht sich – erhielt er zur Antwort: «Das ist eine Weisung von oben.» (man bedenke das Weihnachtsgeschäft). Er entgegnete, es sei für gehunfähige Menschen unmöglich auszusteigen, wenn der Wagen auf einem üblichen Parkfeld stehe. Die Antwort war wenig sensibel: «Sie können ja zurückfahren und den Rollstuhl dort ausladen.»

Der Vater hat sich daraufhin mit dem zuständigen Leiter des Einkaufszentrums in Verbindung gesetzt. Dieser entschuldigte sich umgehend und schriftlich. Die Weisung, wegen des Weihnachtsgeschäfts die Behindertenparkplätze zu nutzen, werde künftig nicht mehr herausgegeben. Man hätte sich wohl zu wenig Gedanken darüber gemacht, wie sich Menschen mit Behinderung zurechtfinden würden.



Schön, aber hinderlich: Pflastersteine und Schwellen. Bild: pd

Bei der Stadtpolizei ist zu erfahren, dass bei Behindertenparkplätzen verschiedene Reglemente gelten; je nachdem, ob es sich um öffentliche, halböffentliche oder eben private Parkplätze wie bei der AFG-Arena handelt. Im letzteren Fall gelte das Reglement der Betreiber. Bei öffentlichen Abstellplätzen hingegen werde Falschparken streng gebüsst.

Laut Angaben von «my handicap» gibt es in der Stadt St.Gallen offiziell 31 Behindertenparkplätze, davon sind die meisten in Parkhäusern zu finden. Im oberen Graben ist der Zugang zum Lift sehr eng und auch der Weg vom Parkplatz zum Lift ist nicht ungefährlich. Der Liftausgang dagegen ist ideal: zentral. Aber Achtung – Kopfsteinpflaster. Die Behindertenparkplätze vor Spitälern und Pflegeeinrichtungen wurden nicht mitgerechnet.

Schwellenangst in der Stiftsbibliothek

Ein anderes Beispiel ist die Stiftsbibliothek. Hineinkommen ist kein Problem. Denn wie man an die Filzpantoffeln gedacht hat, um den Boden zu schonen, dachte man auch an einen Lift. Die hohen hölzernen Schwellen in den Türrahmen sind jedoch ein Hindernis. Sie zu überwinden ist mit dem Rollstuhl ein Kraftakt und ohne fremde Hilfe unmöglich. Ein Elektro-Rollstuhl hat gar keine Chance. Es fehlt wohl am guten Willen, denn ohne grossen baulichen Aufwand könnten Rampen angebracht werden. Besser

sieht es weiter westlich aus: Die Lokremise bietet Zugang von allen Seiten und ist auch mit den öffentlichen Verkehrsmitteln gut erreichbar. Das Kinok verfügt über 95 Sitzplätze und zwei Rollstuhlplätze. Gerade bei kleineren Kinos ist ansonsten der schwellenlose Zugang oder ein Rollstuhlplatz nicht immer gewährleistet.

Vorbildlich ist ebenfalls das Theater St.Gallen, das zwei Behindertenparkplätze direkt vor dem Eingang zur Verfügung stellt. Und vom Parkhaus Brühlthor aus gelangt man mit dem Lift direkt und bequem in die Tonhalle. Über eine Rampe gehts zur Museumstrasse und dann barrierefrei ab ins Theater. Im Rang beim Eingang E gibt es demontierbare Sessel, um bequem am Theaterspektakel – auch spontan – teilnehmen zu können.

Pro Handicap

Nach diesen schlechten und einigen guten Beispielen wünsche ich mir Gleichberechtigung, Achtung und Respekt gegenüber Menschen mit Behinderung. Mit einem zusätzlichen Gedanken: Arbeitsplätze innerhalb der vielen Verwaltungen (mit eingeschlossen sind Bauten, Anlagen, Verkehr, Kultur) sollten zu einem guten Teil von Menschen mit Behinderung besetzt werden. Dann wären solche Stolperfallen nicht der Alltag, sondern die Ausnahme. Allein schon durch die selbstverständliche Mitarbeit von Menschen mit Behinderung während der

Planungsphase könnten durch ihre Erfahrung Unmengen von Ressourcen eingespart werden: Kosten für nachträgliche Anpassungen und vor allem auch Gerichtskosten würden wegfallen, denn oft bleibt einem nur der rechtliche Weg, um für Barrierefreiheit zu kämpfen.

Die «Procap St.Gallen Appenzell» nimmt sich immer wieder allen möglichen Themen an. Regelmässig gehen Anfragen von Menschen mit Behinderung zu Rechtsfragen ein. In Schadensfällen und bei Rechtsstreiten wird eine Rechtsberatung oder gar eine juristische Vertretung angeboten. In den vergangenen zwei Jahren nahmen die juristischen Fälle in IV-Fragen zu, Streichung der Finanzierung von Hilfsmitteln, Kürzungen von Hilfenentschädigungen oder gar ungerechtfertigte Streichungen von IV-Renten.

Ein Entlastungsangebot für Familien mit einem cerebral bewegungsgestörten Kind oder Mehrfachbehinderungen bietet die «Vereinigung Cerebral Ostschweiz» einmal monatlich an. An einem zentralgelegenen Ort in St.Gallen, behindertengerecht eingerichtet, mit einer ein-zu-eins Betreuung, zu einem Preis, der für alle Eltern erschwinglich ist. Ihr Auftrag ist es, den anvertrauten Kindern ein nach ihren Bedürfnissen und Wünschen angepasstes Wochenende zu gestalten. Ohne erzieherischen Auftrag und mit ärztlicher Schweigepflicht. ◇

Von innen, von aussen, von der Linie

Notizen zum «Frauenprotestmarsch gegen die Militärgewalt an weiblichen Demonstrantinnen» vom 20. Dezember 2011 in Kairo.

VON ANNA FREI UND ANDREA THAL

Einige hundert Frauen versammelten sich am 8. März vergangenen Jahres für den «Million Woman March» auf dem Midan Tahrir. Sie wollten die Relevanz der Beteiligung von Frauen an der Revolution thematisieren und die aus ihr hervorgegangenen Forderungen öffentlich benennen: gleiche Löhne, bessere Bildung und vor allem aktive Teilnahme an den Reformprozessen und Mitbestimmung der konstitutionellen, gesetzlichen und politischen Zukunft Ägyptens. Die kleine Gruppe wurde gewaltsam und lautstark am Sprechen gehindert. «Von Männern, die ihnen sagten, dass dies nicht die passende Zeit für Frauenanliegen sei», wie «BBC Arabic» berichtete. Einige der Gegner riefen «the people want to bring down women» – eine Transformation des während der Revolution vielgesungenen «the people want to bring down the regime».

Eine ägyptische, genderstudierte Anarchistin kritisiert bei einem gemeinsamen Nachtessen die Anlage des Protests: «Sie war sehr westlich ausgerichtet. Was heisst denn überhaupt «Internationaler» Frauentag? Die Initiative kam fast ausschliesslich von Seiten der NGOs, nicht von der Strasse. Und viel zu viele nicht-ägyptische Frauen nahmen teil, was die weitverbreitete Theorie bestärkte, dass ausländische Kräfte die Revolution für ihre eigenen Zwecke missbrauchen. Ausserdem hörte man auch von angeheuerten «Thugs», die Chaos und Aggression verbreiteten und die Frauen belästigten.»



★
«Frauendemo heute 15:30 Uhr ab Tahrir! Sollte ok sein wenn ihr hingehet, aber schaut, wie die Stimmung auf dem Platz ist. Ich muss arbeiten, komme später.» Die Nachricht erreicht uns am frühen Nachmittag des 20. Dezembers per SMS. Wir waren vormittags bereits zweimal auf dem Platz, um im Mugamma-Verwaltungsgebäude unsere Visas zu verlängern.

Die herumliegenden Steine rufen Bilder der Geschehnisse der letzten Tage hervor: Die Soldaten, die alles, was sie finden konnten, von den Dächern der Regierungsgebäude entlang der Qasr Al-Ainy Strasse unweit des Tahrir-Platzes auf die Protestierenden warfen; der Brand des Ägyptischen Instituts; verhaftete Strassenkinder, am staatlichen Fernsehen als bezahlte Unruhestifter vorgeführt; Aufnahmen von Soldaten, die mit scharfer Munition schossen und die Militärregierung, die das Gegenteil behauptete; die unzähligen Bilder der gezielten Gewalt an Frauen. – Jene Bilder, die in den letzten Tagen weltweit auf den Titelblättern unzähliger Zeitungen zu sehen waren und die mit der Grund für den «Women's march against SCAF brutality against female demonstrators» sind.

★
Während den Ausschreitungen vor den Toren des Parlamentsgebäudes am 17. Dezember schleiften drei Soldaten eine Frau mit Kopftuch und schwarzem Gewand über den Boden, entkleideten sie dabei, rissen an ihr und traten sie gegen Kopf und Oberkörper, als sie schon lange bewusstlos war.

Ich denke an dieses schockierende Bild und daran, was es

an einem Ort bedeutet, an dem sich die meisten Frauen nur mit Kopftuch in der Öffentlichkeit bewegen. Und auch daran, wie bezeichnend es ist, dass diese Frau in den internationalen Medien und im Netz nun «die Frau mit dem blauen BH» genannt wird. Die gefilmte Sequenz ist mehrere Minuten lang und zeigt auch, wie drei Protestierende versuchen, die Frau wegzutragen, dann jedoch von der Militärpolizei eingeholt und brutal zusammengeschlagen werden. Sie zeigt auch, wie ein Soldat den entkleideten Körper der Frau zudeckt, als seine Mitstreiter einen Moment von ihr ablassen und wie er dann weiter an ihr reisst und schliesslich immer mehr Sicherheitskräfte dazukommen. Einige dieser Handlungen sind nur zu sehen, wenn die Fernsehstationen und Blogs die Sequenz nicht schneiden, was sie oft tun. So unterschiedlich die darin zu beobachtenden Gesten sind, kaum auszuhalten ist, dass sowohl das Treten wie auch das Zudecken am Körper einer Frau ausgetragen werden, die bewusstlos daliegt.

Ein Tag nach dem Vorfall veröffentlichte die aus den Protestbewegungen hervorgegangene Zeitung «El Tahrir» das Bild mit der Headline «Liars» auf der Frontseite. Das Medienkollektiv Mosireen (Lügner) organisiert regelmässig Screenings im öffentlichen Raum und zeigt gesammelte Videos von Gewalttaten seitens der Militärregierung, die in den staatlichen Medien nicht zu sehen sind.

★
Vor dem monströsen Verwaltungsgebäude Mugamma auf dem Tahrir Square sammeln sich einige hundert Frauen, umkreist von einer händehaltenden Schlange von solidarischen Männern, die sich energisch dafür einsetzen, dass keine Männer in den Demonstrationszug gelangen.

Wir werden in den «geschützten» Kreis aufgenommen. Der Verkehr stockt. Die umringte Versammlung dreht eine Runde um den Midan Tahrir, bevor sich die Echos der Slogans durch die Ritzen der hohen Gebäude der Tal'at Harb Strasse in Richtung Downtown ausweiten. Von den Balkonen winken einige Zuschauer, während die wütende Menge die Köpfe gen Himmel richtet: «Come down from your houses, Tantawi undressed your girls.»

Im mittlerweile mehrere tausend Frauen umfassenden Demonstrationszug gibt es kein Mikrofon, keine Rednerinnenliste und keinen markierten Zeitraum eines offenen Mikrofons. Immer andere Frauen leiten die Sprechgesänge an, es gibt keine vorgegebene Ordnung und fast alle sprechen die in ihrer unmittelbaren Umgebung vorgesungenen Sprüche nach. «The Egyptian girls are the red line!» Sie wechseln sich ab und klopfen sich gegenseitig auf die Schultern, wenn eine heiser wird. «Rise your head, rise your head, you are more honorable than the one who stepped on you!» Wie ein akustisches Spruchband verteilen und wiederholen sich die unterschiedlichen Sprechgesänge entlang der Strassen Downtowns. «This is participation, not a show!» Und immer wieder «The Egyptian girls are the red line!» «The Egyptian girls are the red

line!» Dieser Slogan, abgewandelt von einem, der noch vor ein paar Monaten die Armee als Beschützer vor Polizeigewalt bezeichnete und ihre Nähe zum Volk lobte, ist nun zu einem geworden, der sich gegen diese richtet. «Liars! Liars! Liars!» «Get out of your home, Tantawy exposed your daughters!»

Die Teilnehmerinnen sind so unterschiedlich, wie sie nur sein können. Einzig in den oft sehr vollen Frauenwagen der Kairoer U-Bahn sitzen annähernd so viele unterschiedliche Frauen, wie sie hier nun die Tal'at Harb Strasse hochgehen. Ich denke an die Erlebnisse in der Metro. Daran, wie ich im Frauenabteil Richtung El-Marg eine seltsame Unruhe verspürte. Eine Frau bat uns auf Englisch, in den Männerwagen zu wechseln. Wir erklärten uns. Sie entschuldigte sich. Eine weitere Frau teilte ihr aufgebracht auf Arabisch mit, sie solle uns sagen, wir sollen aussteigen. Erstere übersetzte und erklärte. Sie winkte ab, überzeugt, dass wir Männer seien.

Im Männerwagen in der Metro Richtung Giza wussten sie dagegen nicht, wo ihre Hände hingehörten. Ich fluchte lautstark in mehrere Gesichter. Auf der Qasr Al-Ainy machte ich kurz vor einem Schaufenster mit diversen Langhaar-Perücken halt.

*

Nach zwei Stunden erreicht die Demonstration das Journalists Syndicate, wo im Jahr 2005, beobachtet von passiven Polizisten, mehrere weibliche Aktivistinnen und Journalistinnen von «Interior Ministry Thugs» (laut «Egypt Independent») belästigt und angegriffen wurden. Der Umzug wird von fahnschwingenden Aktivisten auf der prall gefüllten Eingangstreppe begrüßt. Einigen Flaggen wurden mit groben Pinselstrichen Halbmond und Kreuz hinzugefügt. Ein Ägyptischer Künstler zeigt uns ein paar Tage später seine Entwürfe für eine neue ägyptische Flagge. «Aber niemand mag die Idee.»

*

Ein Mann sitzt auf der Schulter eines anderen und versucht die Sprechgesänge anzuleiten, von ausserhalb der Linie brüllt er einen Satz, der die Absetzung der Armeeregierung verlangt. Denkt er, die Frauen wissen nicht, was sie sagen wollen? Er nervt mich. Etwas später beginnt eine ganze Reihe von Männern, in der Linie Slogans zu skandieren, und sich die Rolle der Vorsprecher anzueignen. Eine Frau versucht zu intervenieren und sie davon zu überzeugen, dies nicht zu tun. Jedenfalls glaube ich das, ohne sie oder die Männer zu verstehen. Hinter uns wiederholen einige Frauen im Chorus und klatschen in die Hände: «Horeya! Horeya! Horeya!» Wir sind still und werden mitgetragen.

«Warum gibt es eine Linie von Männern um die Frauen herum?»
 «Um uns zu beschützen!»
 «Und warum sind keine Frauen unter ihnen?»
 «Was meinst du?»
 «Warum beschützen nur Männer die Demo?»
 «Aber es ist doch gut, dass sie das tun!»
 «Ich frag mich nur, warum keine Frauen unter ihnen sind.»
 «Ah. Viele der Frauen und Männer möchten sich nicht berühren, insbesondere wenn sie sich nicht kennen. Und der Protest könnte angegriffen werden, darum ist es besser, wenn die Männer aussen stehen.»

Die Gedanken schweifen ab. Ich imaginiere eine Linie von Menschen uneindeutigen Geschlechts, die sich mit Angreifenden prügeln. Gleichzeitig beobachte ich einige Männer, die der Schlange entlangrennen. Sie scheinen Anweisungen

zu geben. Oder zu befolgen. Viele der Männer in der Linie schweigen oder wiederholen die Sprechgesänge der Frauen. Sie schauen aufmerksam in alle Richtungen. Sind damit beschäftigt, Journalisten in den Kreis eintreten zu lassen oder sie zu vertreiben. «Ich bin Journalist! Ich bin Journalist!» Unzählige Mobiltelefone, Kameras und iPads verfolgen das Geschehen von innen, von aussen, von der Linie. Am Abend finde ich eine E-Mail mit einem Youtube-Link in meiner Inbox: «Deine Teilnahme an der Revolution ist dokumentiert ... :-))»

Der Demonstrationzug biegt auf den Tahrir-Platz ein und die Wogen spülen uns zu einer Gruppe von Frauen, die fast ausschliesslich Kopftücher und teilweise Niqabs tragen. Viele von ihnen halten ein Bild von einem Gelehrten der Al Azhar Moschee in den Händen. Er wurde einige Tage zuvor, als die Armee das Sit-in vor dem Parlamentsgebäude stürmte, erschossen. Einige der Teilnehmerinnen repetieren unermüdlich mit bereits heiseren Stimmen. Unter ihnen ist auch eine sehr alte, schwarzgekleidete Frau. Sie beginnt gestikulierend die Sprechgesänge anzuleiten, während sie von zwei anderen in die Höhe gehoben wird. Die Antwortenden haben alle Tränen in den Augen. Sie halten sich gegenseitig und reden einander zu. «Ich glaube, ihr Sohn ist ein Märtyrer.» Wir verschenken unser letztes parfümiertes Taschentuch.

*

Nach einigen Stunden wird die Gruppe der protestierenden Frauen kleiner. «Von vielen Frauen wird erwartet, kurz nach dem Einnachten zuhause zu sein. Insbesondere, wenn sie strenge Eltern haben oder in weit entfernten Stadtteilen oder in Strassen leben, in denen es keine eng verflochtenen Gemeinschaften gibt. Darum findet die Demo nachmittags statt.»

*

Es ist kalt. Wir verlassen den Umzug, der sich nun auf das Zentrum des Tahrir-Platzes konzentriert. Einige Schritte weiter bittet ein lokaler Online-Sender um ein Interview. Der Journalist ist alleine und filmt mit einem Mobiltelefon, das mitsamt einer Taschenlampe an einer Art Stativ befestigt ist. «Was halten Sie von all dem?» «Soll es Frauen erlaubt sein, das zu tun?» «Ist es gut?» Ein Typ steht hinter mir und legt mir seinen Arm über die Schulter. Ich realisiere, dass wir die Linie verlassen haben.

«Dieser Idiot!» «Dieser dumme Idiot!» Unsere Begleiterin spricht mit einer jungen Frau, die kein Kopftuch trägt und sich sehr aufregt. «Wie kann er sowas sagen!» «Wie kann er mir diese Frage stellen!» «Wie kann er behaupten, dass keine koptischen Frauen an der Demo teilgenommen haben!» Sie rennt zurück zum Journalisten mit der Handykamera und schreit ihn an. Der Kreis von Männern um die beiden wird zunehmend grösser. Ein kleiner Junge schnappt sich meine Hand und bepinselt sie rot-weiss-schwarz. «Ein Pfund.» Nach einer Stunde beginnt die Farbe zu bröckeln.

*

Ein paar Tage später erzählt eine junge Ägypterin von ihrer Teilnahme an der Demo. Neben ihr sitzt ein Grafiker aus Deutschland, der in der Stadt arbeitet. «Ich hab eine E-Mail erhalten, in der ich aufgefordert wurde hinzugehen, um die Frauen zu beschützen. Aber ich ging nicht, weil einige Tage davor die Nachrichten von Scharfschützen auf den Dächern um den Tahrir die Runde machten.» Einen Moment lang ist es still, dann sagt sie: «Du hättest dort sein sollen!»

Anna Frei, 1982, und **Andrea Thal**, 1975, sind von Ende November bis Ende März mit dem Artists-in-Resistance-Programm von Pro Helvetia in Kairo. Andrea Thal leitet den Kunst- und Projektraum Les Complices in Zürich. Anna Frei ist Komplizin und Grafikerin.